

1753 erschien in England ein erstaunliches Werk: „The Analysis of beauty“, bereits ein Jahr später wurde es ins Deutsche übersetzt: Die Analyse der Schönheit. Geschrieben hat es William Hogarth, Silbergraveur, Kupferstecher, Hofmaler, Multitalent: von barocker Üppigkeit war es das genaue Gegenteil dessen, was zwei Jahre später Johann Joachim Winckelmann in Deutschland zum Ideal erhob und das u.a. die Weimarer Klassik (und auch Hölderlin) prägte: Wahre Einfachheit und stille Größe. Hogarths Werk ist unterteilt in Kapitel von der Zweckmäßigkeit der Teile für die Gestalt, von der Gleichförmigkeit und Symmetrie (denen er abspricht, das Auge auf Dauer erfreuen zu können), den Proportionen und den Lichtkompositionen – all dies mündet in eine Feier der Vielfalt, der Linie, der Bewegung – das Werk ist ein Manifest gegen die Langeweile der Gleichförmigkeit. Ohne von den Höhlenmalereien gewusst zu haben, die uns bis heute in Erstaunen versetzen, analysiert Hogarth Bewegungsabläufe von Tänzern, Schauspielern, beschreibt den Einfluss von Sprache, Gestik, Mimik – und übersetzt diese Bewegungen auf großen Analyse-Tafeln fast schulmeisterlich in Zeichnungen, die an ebenjene Höhlenmalereien erinnern, wie sie zum Beispiel Leo Frobenius von seinem aus Bildenden Künstlern bestehenden Team als Kopie in Simbabwe in den 20 Jahren des vergangenen Jahrhunderts abmalen ließ.

Hogarth beobachtete Menuett- und Kontertänzer, die Sprünge der Harlekine, die Bewegungen eines Pierrots und spricht von der „Schönheit einer geordneten Verwicklung der Form“, von der man „zu recht sagen könne, dass „das Auge auf eine Art Verfolgung geschickt würde.“ (S. 64) Es sind die Schlangen- und Wellenbewegungen, die den Reiz des Tanzes ausmachen, die Vielfalt der Bewegungen – „Denn wenn die Form des Körpers (...) aller Schlangenlinien entledigt ist, dann wird sie als eine menschliche Figur lächerlich.“ – Etwa 230 Jahre später, 2014, beschreibt es Werner Hofmann in seinem wunderbaren Buch „Die Schönheit ist eine Linie“, in dem er auf Hogarth verweist, so: „Die Schlangenlinie bewegt sich außerhalb der Stilvokabulare. (...) Vielmehr bezieht sie diese schweifende Beweglichkeit aus einer unruhig suchenden Phantasie, die immer wieder versucht, das artefakt zu transzendieren, den Formaufwand mit Aussagen zu versehen, die das Rätsel der menschlichen Existenz ausloten. Das Schlangen-Bewußtsein verkörpert mehr ein Suchen als ein Finden, eine Suche (und hier zitiert er den Kulturwissenschaftler Aby M. Warburg) nach dem „ewig gleichen Indianerturm in der hilflosen menschlichen Seele“(...).“

Und damit sind wir bei Hölderlin und bei Ena Lindenbaur angekommen. Es war kein geradliniger Weg bis zur heutigen Ausstellung. Es war ein Suchen, eine Schlangenbewegung, das Verfolgen einer Idee, der Versuch, „das ewige Rätsel Hölderlin“ – nein – nicht zu lösen, aber sichtbar zu machen.

Als sicher war, dass Ena zwei Wochen in Tübingen würde arbeiten können, hier in der Bibliothek, in unmittelbarer Nähe des Raumes, in dem der Dichter gelebt hatte, war klar, die hier entstandenen Gedichte würden den Rahmen bilden. Sie reiste zurück nach Südfrankreich, wo sie vorwiegend lebt, suchte nach französischen Hölderlin-Übersetzungen, suchte nach „ihrem“ Gedicht, nahm es mit auf eine Wanderung in die Berge, sagte es sich vor, als sie in der Kälte des Zeltens nicht schlafen konnte, machte es sich zu eigen.

Ena Lindenbaur ist daraufhin mit Serge Pouchon, einem professionellen Tänzer, ins Atelier gegangen. Er hat sich seiner Kleider entledigt, und der bloße Mensch begann zu tanzen. Im Kopf seine eigene Choreografie. Und Ena hat begonnen, zu zeichnen. Im Kopf das Gedicht. Ich habe gesehen, wie sie das macht. Stehend, hochkonzentriert, den Halter mit der dicken Mine zwischen drei Fingern, den kleinen und den Ringfinger auf dem Blatt abgestützt, zieht sie die Linien übers Papier, die sichtbaren der Mine, die unsichtbaren der zwei Finger, die wie zwei Tänzerbeine den Weg über das Papier nehmen. So entstanden sichtbare und unsichtbare Linien, eine weitere Dimension. Im Kopf: Hölderlin. Ein Gedicht.

Der Mensch.

Wenn aus sich lebt der Mensch und wenn sein Rest sich zeigt,

So ist's, als wenn ein Tag sich Tagen unterscheidet,

Daß ausgezeichnet sich der Mensch zum Reste neiget,

Von der Natur getrennt und unbeneidet.

Als wie allein ist er im andern weiten Leben,

Wo rings der Frühling grünt, der Sommer freundlich weilet

Bis daß das Jahr im Herbst hinunter eilet,

Und immerdar die Wolken uns umschweben.

Dadurch, dass Serge nicht wusste, ob und welchen „Zweck“ sein Tanz zu erfüllen hatte, war er frei – und lief nicht Gefahr, zu Hölderlin zu tanzen. Und Ena lief dadurch nicht Gefahr, ein Gedicht mithilfe eines nackten Mannes, der dazu tanzte, zu illustrieren. Hier tanzte der bloße Mensch. ---

Friedrich Hölderlin kam 1806 im September in dieses Haus – krank, unbeneidet, von der Natur getrennt. Bei Ernst Friedrich Zimmer, der ihn aus Bewunderung für seinen „Hyperion“ aufnahm, kam er als bloßer Mensch, nicht als gefeierter Dichter an. Er schrieb, wenn ihm der Tischler Papier gab, so heißt es (zu viel Schreiben sei schädlich für seinen Zustand), frühere Bewunderer besuchten ihn in scheuer Ehrfurcht und wurden von ihm mit „Eure Majestät“ und „gnädiger Herr Pater“ und mit Verbeugungen begrüßt – eine Distanz schaffende Haltung. War Hölderlin unruhig, hatte er gar „Streit mit seinen Gedanken“, ging er den Gang mit großen Schritten auf und ab. 36 Jahre lang wurde er umsorgt von einer Schreinerfamilie, die trotz seiner Anfälle noch „genug ob ihn lachen“ konnte, wie Lotte Zimmer in einem Brief notiert.

Wie voll dieses Haus ist, wie voll das scheinbar leere Zimmer im ersten Stock, das er bewohnte. Beidem hat Ena Ausdruck verliehen. Betritt man den Raum, fällt der Blick auf drei Fenster, die auf die lichtgrünen Weiden am Neckarufer schauen: täglicher An- und Ausblick des Dichters, der in seinen späten Gedichten Widerhall findet. Jahrzehntlang hingen vier dieser Gedichte in Silberrahmen an der Wand. Wir haben sie abgenommen. Sie finden sie trotzdem. Als Spuren auf dem Fußboden. Zum Mitnehmen. Gelegenheitsgedichte, deren Versatzstücke Hölderlin vermutlich in seinem Kopf trug, sie bloß niederschreiben brauchte, wenn einer kam und darum bat. Am liebsten mit Unterschrift, Beute, Souvenir vom Verrückten im Turm. Der dann tatsächlich tobte und schrie: Ich habe nie Hölderlin geheißen, sondern Scardanelli! Nichts mehr wollte er mit seinem früheren Leben zu tun haben. Den Ausbildungsjahren zum Theologen im Evangelischen Stift, die er als gehorsamer Sohn seiner Mutter zuliebe absolvierte, die 231 Tage im Clivium in zweifelhafter Behandlung, bevor er hierher entlassen und entlastet wurde – Ena macht diese Jahre, die Hölderlin schon räumlich im Nacken saßen – befinden sich Stift wie ehemaliges Clivium doch tatsächlich im Rücken des Turms –, sichtbar in einem großen Wandbild, das sich einerseits in einen Winkel presst und doch in seiner Wucht ins Zimmer hineinschreit. Die Zeichnungen sind auf großem grobem Packpapier aufgebracht, das über Jahre hinweg den Atelierboden Enas in Nyons vor Farblecksen schützte: Benutzt, immer da, nicht beachtet, selbstverständlich – unverzichtbar. Der Fußboden, der sichere Untergrund, in Frage gestellt, durch die Linien, die sich darüber bewegen, die zu Figuren werden, die wiederum zur Schrift werden, die den Bewegungsablauf eines Tänzers nachzeichnet: Wie wichtig der Boden, die Bodenhaftung, wie schnell kann er einem unter den Füßen weggezogen werden. Nun hängt er an der Wand, zur Kunst erhoben, ohne erhaben zu sein.

Dies ist die letzte Ausstellung vor der Schließung des Turms in diesem Sommer. Alles wird leergeräumt werden müssen. Es folgt die Sanierung, eine neue Ausstellung, eine Wiedereröffnung in hoffentlich anderthalb Jahren. Bleiben werden all diese Linien, die

Bewegungen, unsichtbar wie jene, die Enas zwei Finger übers Papier zogen, die geschichtenerzählenden Wege, die schönen. Die Schönheit ist eine Linie. Sie zeigt sich in einem der schönsten Gedichte Hölderlins, das er seinem Hausvater und Freund Ernst Friedrich Zimmer nach vielen Jahren hier im Turm widmete:

Die Linien des Lebens sind verschieden

Wie Wege sind und wie der Berge Grenzen.

Was hier wir sind, kann dort ein Gott ergänzen,

mit Harmonien und ewigem Lohn und Frieden.

Ich habe zu danken. Zu allererst der Künstlerin. Wir haben intensive Tage geteilt. Ich möchte es mit Zeilen Hölderlins aus seinem Entwurf zum Gedicht „Friedensfeier“ beschreiben:

Viel hat erfahren der Mensch,

Der Himmlischen viele genannt,

Seit ein Gespräch wir sind

Und hören können voneinander

Wir haben keine Gespräche geführt, wir waren Gespräche. Danken möchte ich ihren beiden Freunden Joachim Sauter (der vor 30 Jahren selbst schon hier ausstellte und eine ähnliche Scheu an den Tag legte, wie einst vielleicht die Besucher Hölderlins beim Betreten des Zimmers: Wie, hier kann man einfach so Nägel in die Wand schlagen? Man kann. Dieser Ort ver- und erträgt das alles bestens) und Cornelia, die zwei Tage lang mit anpackten und Teil des großen Gesprächs waren. Danken möchte ich der Kulturstadtleiterin Dagmar Waizenegger, die auf meine Nachfrage, ob im Stadtschreiberhäuschen auch eine bildende Künstlerin untergebracht werden dürfe, spontan und herzlich „ja“ sagte und alles weitere regelte – und ich danke der Kreissparkasse Tübingen, die den Workshop unterstützt, den Ena und Elke Pfeiffer vom Tanztheater Treibhaus am kommenden Wochenende geben werden. Die beiden haben sich vor nicht allzu langer Zeit in Stuttgart zufällig kennengelernt – und sind ins Gespräch gekommen, das noch nicht beendet ist. Ich danke meinem Team, das diese turbulente Zeit gut mitgetragen hat, ich danke Fried Dähn für seine musikalische Linienführung.

Im Nebenraum und in dieser wie der Vitrine im ersten Stock sehen Sie die Bücher, die in diesen zwei Wochen in Tübingen entstanden sind, in Reutlingen wurden sie gedruckt – es sind 33 nummerierte Exemplare, und Sie tun sich einen Gefallen, wenn Sie eines erwerben und mit nach Hause nehmen, nicht zuletzt, weil es heute 20 Euro günstiger ist. Ich wünsche

uns allen einen schönen Abend und anregende Gespräche beim Gang durch Ena Lindenbaurs Ausstellung.